Kreis Offenbach

Wir alle werden älter - zur Bedeutung des Wohnens

Dokumentation
der Fachveranstaltung
am 09. März 2006

Impressum

Herausgeber:
Kreis Offenbach
Leitstelle Älterwerden
Werner-Hilpert-Straße 1
Telefon 06074/8180-5324
E-Mail g.wehner@kreis-offenbach.de

Vorwort zur Dokumentation der Fachveranstaltung „Wir alle werden älter - Zur Bedeutung des Wohnens“

Sehr geehrte Damen und Herren,

Wohnen ist ein Lebensbereich mit elementarer Bedeutung für alle Menschen - gleichzeitig ein Grundbedürfnis und Mittelpunkt alltäglicher Lebenserfahrung. Unsere Wohnverhältnisse sind entscheidend, ob es uns gut geht und ob wir uns wohl fühlen. Dies ist allen Altersgruppen gemeinsam. Mit zunehmendem Alter allerdings wird die Wohnung immer mehr zum Lebensmittelpunkt.

Durch die demografische Entwicklung steigt der Bedarf an geeignetem Wohnraum und Wohnmöglichkeiten für ältere Menschen deutlich. Im Jahr 2020 werden laut Bevölkerungsprognose rund 76.200 Menschen in allen Städten und Gemeinden des Kreises Offenbach über 65 Jahre sein. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung wird dann ein Drittel höher sein als heute. Die Anzahl der über 80-Jährigen wird sich bis 2020 fast verdoppelt haben. Daher müssen wir uns schon heute Gedanken machen, wie wir die Interessen der Älteren vertreten, aber auch wie wir deren Potentiale und Kompetenzen fördern können. Wohnen und Wohnalltag ist ein wichtiger Ansatzpunkt für ein selbstbestimmtes und selbstständiges Leben im Alter.

Am 09. März 2006 fand die Fachveranstaltung „Wir alle werden älter – Zur Bedeutung des Wohnens“ statt. Zwei Experten beleuchteten aus verschiedenen Blickwinkeln das Thema „Wohnen im Alter“. Auf den nachfolgenden Seiten haben wir die Vorträge zusammengestellt.

Dr. Frank Oswald, Alternsforscher an der Ruprecht Karls Universität in Heidelberg, sprach über die „Bedeutung des eigenen Zuhauses im Alter“. Er zeigte auf, welche Aspekte des Wohnens zuhause im Vordergrund stehen und setzte sich mit den klassischen Themen Barrierefreiheit, Wohnraumanpassung und Unterstützung im Alltag auseinander. Anschließend referierte Dr. Guido Klumpp von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen e.V. über die Anpassung des Wohnumfeldes an die Bedürfnisse älterer Menschen. In seinem Vortrag ging es darum, welche infrastrukturellen Bedingungen vorhanden sein müssen, um die Integration und die Teilhabe älterer Menschen am wirtschaftlichen, sozialen, gesellschaftlichen und kulturellen Leben zu ermöglichen.

Die Vorträge haben mich in meiner Einschätzung bestärkt, dass Wohnstrukturen, in denen es vielfältige Wohnmöglichkeiten gibt, immer wichtiger werden. Der überwiegende Teil der Älteren bleibt bis ins hohe Alter selbstständig, und wir können diese Menschen durch eine geeignete Infrastruktur gut unterstützten. Viele Ältere wollen am liebsten in ihrer eigenen, oft seit vielen Jahren vertrauten Wohnung bleiben, und zwar auch wenn sie Hilfe oder Pflege brauchen. Dazu ist ein gutes Umfeld, das eine geeignete Infrastruktur mit bedarfsgerechtem Dienstleistungsangebot, passenden Einkaufsmöglichkeiten sowie Ärzten im Stadtteil bietet, erforderlich. Barrierefreier Zugang zu öffentlichen Gebäuden, zu Einrichtungen, zur kulturellen Veranstaltungen und sowie die Möglichkeit, sich als ältere Bürgerin oder älterer Bürger einzubringen und mitzuwirken, sind ebenso unerlässlich. Darüber hinaus brauchen wir die Etablierung von neuen Wohnformen, und zwar nicht nur Ältere.

Das Thema „Wohnen im Alter“ bietet eine Vielzahl von Ansatzpunkten zur Weiterentwicklung. Das Engagement, das wir heute für die Rahmenbedingungen für das Leben im Alter aufbringen, wird auch für die künftigen älteren Generationen von Nutzen sein. Abschließend danke ich der Leitstelle Älterwerden für die Organisation, Moderation und Dokumentation der Fachveranstaltung „Wir alle werden älter – Zur Bedeutung des Wohnens“. Den beiden Wissenschaftlern danke ich an dieser Stelle für die hervorragenden Beiträge, die uns gute Erkenntnisse für die unsere Arbeit im Kreis vermittelt haben.

Carsten Müller
Kreisbeigeordneter

Ich wohne, also bin ich:
Die Bedeutung des eigenen Zuhauses im Alter

PD Dr. Frank Oswald, Psychologisches Institut der Ruprecht Karls Universität Heidelberg,
Abteilung für Psychologische Alternsforschung

Ich möchte Sie nun zum Blick auf das Thema "Wohnen" aus drei verschiedenen Perspektiven einladen (zum Inhalt s. Abb. 5). Dazu werde ich Ihnen zunächst kurz einige Grundinformationen zu den Fragen *„Wer sind denn eigentlich die Älteren?“* und *„Wo wohnen Sie?“* geben.

Im zweiten Teil meines Vortrages geht es um die Frage *„Was wissen wir eigentlich vom Wohnen im Alter?“.* Dies wird mein Schwerpunkt sein. Ich berichte aus Sicht der Alternsforschung, der Gerontologie. Die grundsätzliche Frage dabei ist, ob wir eigentlich genug "wissen" oder vielmehr "vermuten", z.B. wenn wir über die Wohnstrukturentwicklung und konkrete Wohnprojekte eines Quartiers entscheiden? Viele von Ihnen sind in der glücklichen Situation, entscheiden zu können, wenn es um konkrete Wohnprojekte geht. Mein Wunsch ist es, dass Ihnen die Gerontologie in diesem Bereich zusätzlich Informationen aus Sicht der älteren Person liefern kann, damit Ihre Entscheidungen auf einer guten Basis stehen.

Im dritten Teil möchte ich gemeinsam mit Ihnen die Frage aufwerfen, was die Ergebnisse der gerontologischen Forschung für die Zukunft bedeuten.

1. Wer sind die Älteren und wo wohnen sie?

Der größte Teil der über 65-Jährigen in Deutschland, d.h. etwa 93 % lebt in privaten Haushalten und nur ungefähr 5,3 % (ca. 662.000 Personen) leben in Einrichtungen der Altenhilfe. Spannend ist, was sich hinter diesen Zahlen im Zeitverlauf verbirgt. So wissen wir für die über 80-Jährigen, dass der Anteil, derer die in Einrichtungen der Altenhilfe wohnen etwa 11 % beträgt. Ich werde auf diese Personengruppe der Hochaltrigen später noch mal detailliert eingehen. Insgesamt leben derzeit nur rund 1,6 % (ca. 200.000 Personen) über 65 Jahren in alternativen Wohnformen, d.h. vor allem im so genannten „Betreuten Wohnen“; nur knapp 8.000 Personen über 65 leben laut Angaben des KDA in Deutschland derzeit in gemeinschaftlichen Wohnformen (s. Abb. 1).

Betreutes Wohnen, gemeinschaftliches Wohnen – Was ist damit eigentlich gemeint? Nehmen wir einmal als Ausgangssituation diese Abbildung vom KDA, in dem die unterschiedlichen Benennungen der verschiedenen Wohnformen dargestellt sind wie z. B. Integriertes Wohnen, Pflegewohngruppen, Betreutes Wohnen, Mehrgenerationswohnen, Wohnstift (s. Abb. 1). Was steckt da eigentlich dahinter? Die Bezeichnungen allein helfen uns nicht weiter. Das KDA hat versucht in der erwähnten Publikation etwas Licht ins Dunkel zu bringen und bietet eine Dreiteilung von Einrichtungen an (s. Abb. 1).

Abbildung 1

Gerade die Projekte gemeinschaftlichen Wohnens interessieren zunehmend mehr Menschen. Denn immer mehr Menschen suchen nach Wohnalternativen. Ob sie dann auch darin wohnen werden ist eine andere Frage. Solche alternativen Wohnformen werden von den Bewohnern häufig selbst gestaltet und organisiert. Oft kennen sich die Bewohner schon vor dem Bau und planen gemeinsam wie das Wohnhaus und das spätere Zusammenleben aussehen soll. Gegenseitige Hilfen und Geselligkeit spielen dabei immer eine große Rolle. Im Bereich des Betreuten Wohnens gibt es derzeit Bestrebungen, eine DIN-Norm über die Dienstleistungen des Betreuten Wohnens zu entwickeln. Sie werden wahrscheinlich im September diesen Jahres veröffentlicht werden. Möglicherweise könnten dann auch für andere Wohnformen eine etwas klarere Definition entwickelt werden. Ziel ist, die mit der Vielfalt des Angebotes verbundene Verwirrung zu beseitigen. Viele der genannten Angebote sind derzeit häufig noch unstandardisiert, also nicht normiert, und das heißt auch wenig transparent für alle Interessenten.

„Drittes“ und „Viertes“ Alter

Kommen wir nun zum nächsten Punkt, den ich aufgreifen möchte. Sie kennen es bestimmt schon aus Diskussionen um den demographischen Wandel: Die Unterscheidung zwischen dem „Dritten Alter“ und dem „Vierten Alter“. *Was bedeutet das?*

Das „Dritte Alter“ beschreibt eher eine Phase in der Menschen direkt nach Beendigung der Berufszeit, eine Phase der neuen Freiheiten, die durch viel zeitlichen Spielraum und gute Gesundheit geprägt ist. Personen diesen Alters haben in der Regel ein hohes Potenzial an Kompetenzen und erleben wenig Verlusterfahrungen. Das Leben in dieser Altersphase bietet sozusagen mehr als es fordert. Natürlich muss dies nicht für jede Person in dieser Altersphase zutreffen, dies gilt auch für das "Vierte Alter".

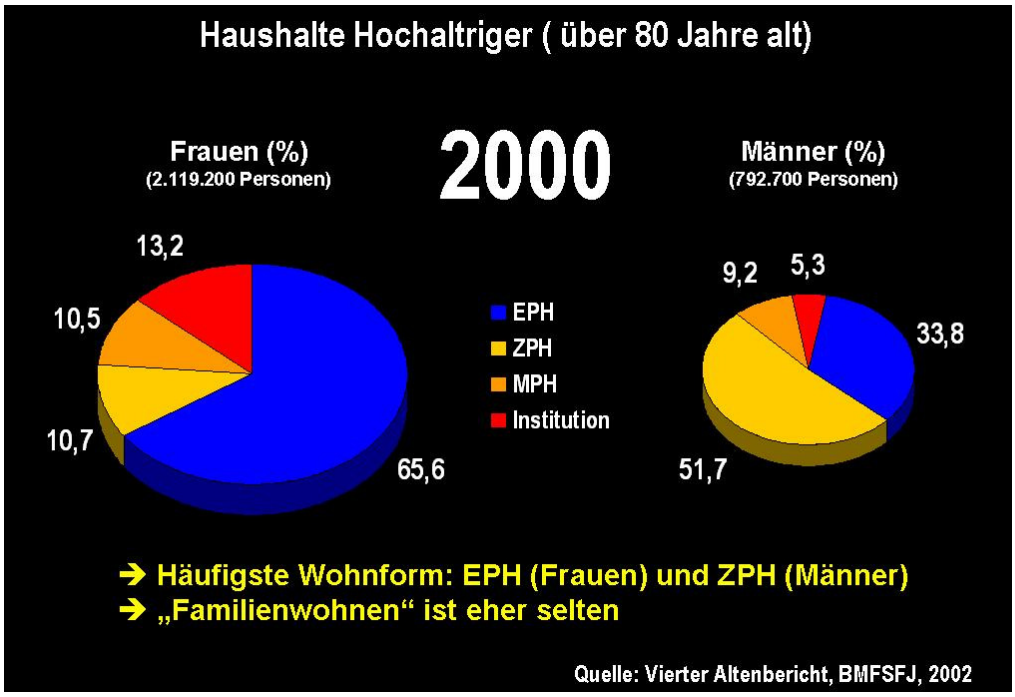
Das „Vierte Alter“ beginnt durchschnittlich zwischen dem 80. und 85. Lebensjahr. Mittlerweile hat der Anteil der Verlusterfahrungen zugenommen und häufig zeigt sich eine gewisse Multimorbilität. In dieser Lebensphase wird man häufiger mit unangenehmen Lebensereignissen konfrontieren, z.B. mit Verwitwung, dem Tod von Freunden und Bekannten und man selbst mit Schwierigkeiten des Körpers und des Geistes zu tun. Dazu kommt, dass die Reservekapazität deutlich sinkt, man also nicht mehr so leicht Verluste und Alltagsprobleme - auch im Wohnbereich - verarbeiten kann.

Heute unterscheidet man diese zwei Altersphasen häufig. Denn, was man vor Jahren noch bei 65-Jährigen beobachten konnte, zeigt sich heute erst bei 85 - 90-Jährigen. Die 65 - 70-Jährigen sind heute einfach viel zu fit, um über das zu berichten, was wir negative Alterserscheinungen nennen.

Werfen wir deshalb einen Blick auf die Gruppe der hochaltrigen und durchschnittlich häufiger beeinträchtigten Personen jenseits des 80. Lebensjahres (s. Abb. 2). *Wo leben und wohnen sie eigentlich?* Die häufigste Wohnform für hochaltrige Frauen ist der Einpersonenhaushalt, da sie ihre Männer oft überleben. Für Männer ist es dagegen der Zweipersonenhaushalt. Das so genannte Familienwohnen ist relativ selten (s. Abb. 2).

Wenn wir einen Blick ins Jahr 2020 werfen, wird sich dies nicht sehr verändern. Der Einpersonenhaushalt und der Zweipersonenhaushalt werden auch in Zukunft die häufigsten Wohnformen sein. Deswegen werden wir diese nun näher betrachten.

Abbildung 2



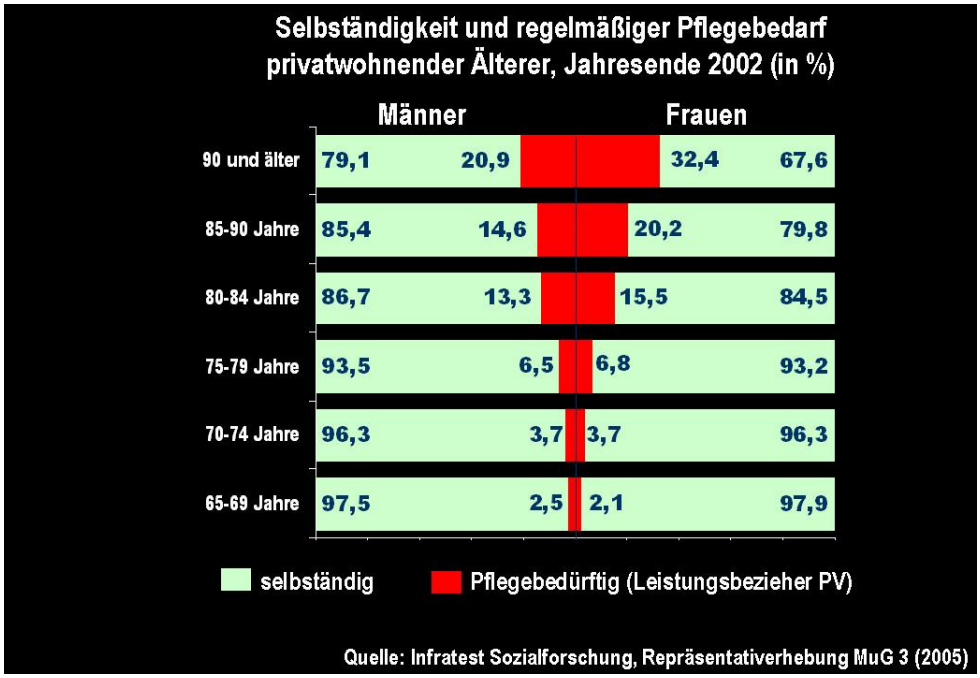
Wie fit sind die Senioren in diesen Haushalten? Abbildung 3 zeigt eine relative Verteilung privat wohnender Personen nach Geschlecht und Altersgruppe. Es sind diejenigen Personen, die Pflegebedürftig nach dem Gesetz sind. Man kann sehen, dass von den Personen, die noch zu Hause leben und wohnen, die deutliche Mehrheit selbständig sind, und zwar auch im sehr hohen Alter. Bei den 90-Jährigen und älteren Männern sind es knapp 79 %, bei den Frauen knapp 67 % (s. Abb. 3). Wohlgemerkt, es handelt sich um relative Anteile in jeder Altersgruppe, nicht um absolute Häufigkeiten.

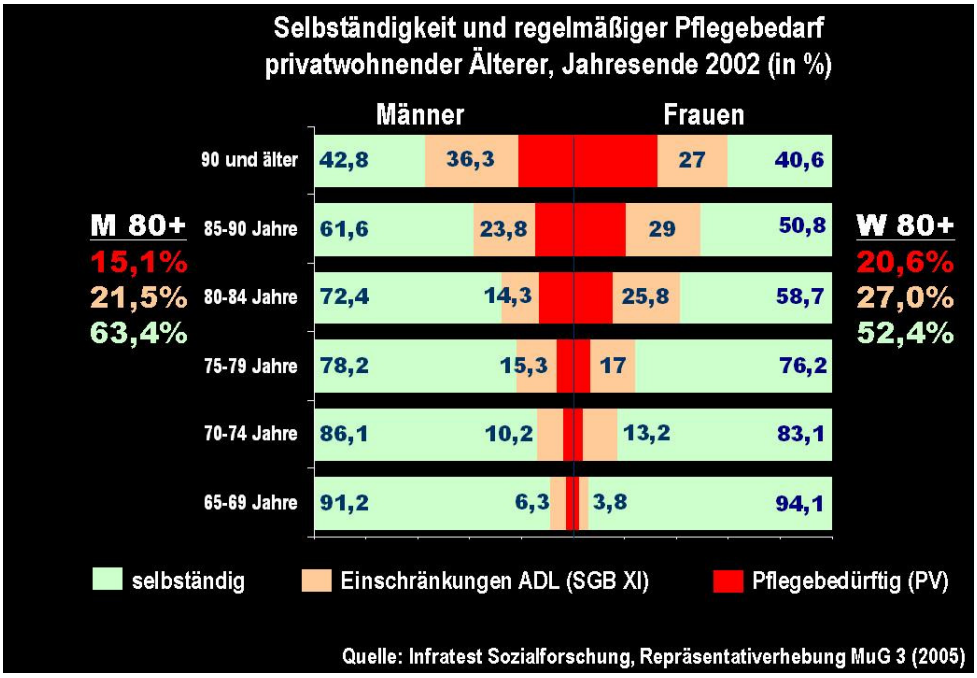
Natürlich wohnen in diesem Alter bereits viele Männer in Institutionen oder sind gar gestorben, ohne so alt zu werden.

Nun gibt es aber auch ältere Menschen, die keine Leistungen der Pflegeversicherung bekommen, aber trotzdem bestimmte Einschränkungen im Alltag haben, mit denen sie sich auseinander setzten müssen. Wenn wir uns diesbezüglich die rosafarbenen Balken im unteren Teil der Abbildung betrachten, sehen wir, dass Unselbstständigkeit bei privat wohnenden Älteren dennoch nicht so häufig ist, wie wir vielleicht vermuten. Zählt man die Zahlen zusammen, dann kommen wir bei den über 80-jährigen Männern auf

ungefähr 63 % relativer Selbständigkeit und bei den Frauen auf gut die Hälfte. Das heißt diejenigen, die in diesem Alter noch in Privathaushalten leben, die also nicht vorher gestorben sind oder ins Heim gezogen sind, haben ein relativ hohes Ausmaß an Selbstständigkeit und damit an Bereitschaft, sich mit den Problemen des Wohnalltags auseinander zusetzen (s. Abb. 3). Wenn wir, oder besser: Wenn Sie Wohnprojekte planen, bauen und umsetzen, sollten sie immer **sowohl gesunde als auch beeinträchtigte Menschen im Alter** im Auge haben.

Abbildung 3



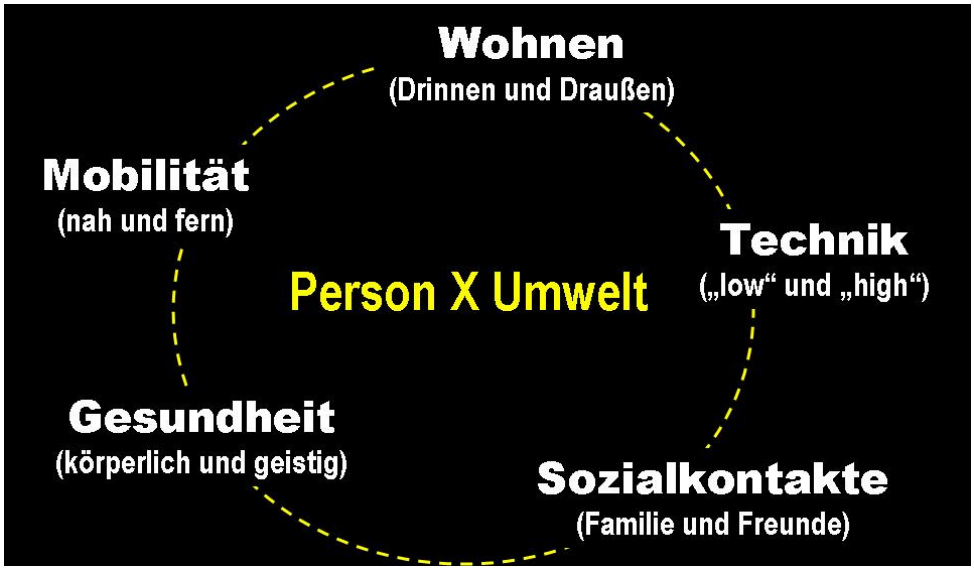


Zusammengefasst kann man sagen, die Mehrheit der älteren Menschen wohnt in Privatwohnungen. (Im Übrigen wohnen auch von den älteren Menschen mit Demenz ca. 60 % zu Hause.) Trotz wachsenden Pflegebedarfs ist die Mehrzahl selbständig. Die Tageszeit, die man sich als alter Mensch zu Hause aufhält ist relativ lang, ungefähr ¾ des Tages. Das heißt aber nicht, dass die außerhalb der Wohnung verbrachte Zeit unwichtig ist. Im Gegenteil, diese Zeit kann sogar enorm wichtig sein. Der selbständige Gang zum Einkaufsladen, zur Post, zur Bank kann für die erlebte Autonomie und das Wohlbefinden bedeutsam sein. Aktivitäten außerhalb der eigenen vier Wände finden zum größten Teil im unmittelbaren Wohnumfeld statt. Kurz: Die Nachbarschaft ist unglaublich wichtig. Damit meine ich auch die gebaute Nachbarschaft, z.B. der Stadtteil. Kurz: **Alltag im Alter ist Wohnalltag.**

2. Was wissen wir zum Wohnen im Alter?

In einem zweiten Schritt werde ich nun versuchen, Ihnen einige bunte Bilder des Lebens und des Wohnens im Alter aus Sicht der Wohnforschung zu zeigen. Wenn wir das Thema Wohnen im Alter betrachten, neigen wir dazu, andere Themen auszuklammern, beispielsweise die Themen Mobilität, Technik, Gesundheit oder Sozialkontakte. Wichtig ist aber, dass wir am Ende diese Aspekte wieder zusammenführen und die Person in ihrer unmittelbaren Umwelt sehen (s. Abb. 4).

Abbildung 4



Es kommt nicht so sehr darauf an, ob jemand im betreuten Wohnen, im Heim, oder in einer ganz normalen Privatwohnung lebt, denn Wohnen wollen Menschen überall, egal in welcher Wohnform. Mit anderen Worten: Wohnen sollte uns trotz Einbußen auch noch in einer Institution, in einem Heim möglich sein. **Heimträger tendieren daher immer häufiger dazu, Aspekte des Wohnens und der Lebensqualität neben der Versorgung in den Vordergrund zu stellen.**

Man kann vielleicht sagen, das Wohnen (im Alter) zwei Ebenen hat. Die eine ist Wohnen als alltäglicher Ablauf von Handlungen. Das hat mit der Frage zu tun „Was kann ich noch und was kann ich nicht mehr?“. Die andere Ebene ist, dass im Wohnen etwas steckt, was der Mensch braucht, um Mensch zu sein: einen Bereich der Geborgenheit. „Nimmt man ihm sein Haus – oder vorsichtiger: den Frieden seiner Wohnung –, so ist auch die innere Zersetzung des Menschen unausbleiblich“ (Bollnow, 1963, S. 136). Wohnen hat also auch etwas mit dem Erleben zu tun, mit Identität, kurz mit der Frage „Wer bin ich?“ oder „Wer bin ich bis hier her in meinem Leben?“. Diese zwei Bereiche ziehen sich durch meinen Vortrag durch.

Ich möchte Ihnen nun aus der Sicht der Forschung Befunde aus drei Perspektiven anbieten, die sich auf beide Ebenen des Wohnens beziehen (s. Abb. 5).

Abbildung 5

Was wissen wir aus Sicht der Forschung? – Drei Perspektiven

1. „Anpassung“
- **Perspektive: *Unterstützung* von Einbußen**
- **Ziel: Erhaltung von Selbständigkeit (auf verschiedenen Ebenen)**
- **Zum Beispiel durch: Vermeidung von Barrieren (DIN 18030)**

2. „Gestaltung“
- **Perspektive: *Anregung* der Person**
- **Ziel: Erhaltung von Wohlbefinden, Vermeidung des Rückzugs**
- **Zum Beispiel durch: Licht/Farbe, Kultur/Natur (Essen), Austausch**

3. „Denken und Fühlen“
- **Perspektive: *Beibehaltung* des gewohnten Alltags**
- **Ziel: Erhaltung der eigenen Wohnbiographie und Identität**
- **Zum Beispiel durch: Fortsetzung von „Gewohnheiten“, Routinen**

(in Anlehnung an Lawton, 1989)

1. Die Perspektive der Anpassung und Unterstützung von Einbußen

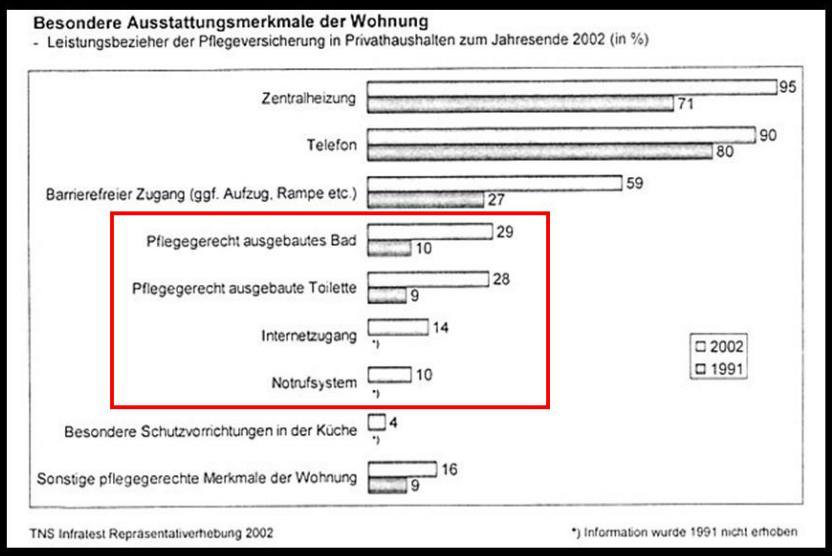
Wohnen bedeutet für uns oftmals alltägliche Planung. Bei der Stadtplanung stellt sich z.B. durchaus die Frage: Wie kann ich die Selbständigkeit der Bürgerinnen und Bürger unterstützen und erhalten? Beispielsweise durch Vermeidung von Barrieren. Schauen wir uns dazu Ausstattungsmerkmale von Wohnungen Älterer an. *Was hat sich in den letzten Jahren verändert?*

Sie sehen in Abbildung 6 Daten der Repräsentativstudie „Möglichkeiten und Grenzen selbständiger Lebensführung im Alter“. Es handelt sich um Veränderungen der Wohnungsausstattung von 1991 bis 2002 bei Personen unterschiedlichen Alters, die Pflegeversicherungsempfänger sind. Die meisten davon waren Älter als 65 Jahre. Ich möchte ihre Blicke auf die vier Bereiche in der Mitte lenken: Die Ausstattung hat sich verbessert, d.h. pflegerecht ausgebaute Toiletten und Bäder. Zudem sind neue Ausstattungsmerkmale dazu gekommen, z.B. Internetzugänge und Notrufsysteme (s. Abb. 6).

Wenn man Befunde dieser Art zusammenfasst könnte man sagen, es ist sehr viel an Verbesserung und Optimierung von Wohnausstattung in den letzten Jahren und Jahrzehnten geschehen, aber - wenn man einmal genau hinsieht - gibt es auch immer noch sehr viel zu tun in diesem Bereich.

Abbildung 6

Ausstattungsmerkmale der Wohnung



Quelle: Infratest Sozialforschung, Repräsentativerhebung MuG 3 (2005)

Für eine europäische Studie haben wir deshalb ältere Menschen in verschiedenen Ländern besucht und uns 188 Barrieren genau angeschaut. Ich habe Ihnen die häufigsten Barrieren innerhalb der eigenen vier Wände aufgelistet (s. Abb. 7).

Abbildung 7 zeigt, dass bei genauem Hinsehen innerhalb und außerhalb der Wohnung häufig Kleinigkeiten zur Barriere werden. Neben den fehlenden Duschen sind dies rutschige Laufflächen oder fehlende Haltegriffe. Es sind Kleinigkeiten wie zu hoch angebrachte Wandschränke und Regale. Dies sind reale alltägliche Gefahrenquellen, die durch wenig Intervention leicht verändert werden können (s. Abb. 7).

Von den 20 wichtigsten Barrieren in allen Untersuchungsregionen war ungefähr die Hälfte innerhalb der Wohnung, die andere Hälfte aber im Eingangsbereich und unmittelbar außerhalb der Wohnung zu finden. Alle drei Bereiche sind wichtig. Wir dürfen daher unsere Planungs- und Verbesserungsbemühungen nicht auf die Wohnung beschränken.

In dieser Studie (ENABLE-AGE) haben wir alleinlebende privatwohnende ältere Menschen im Alter von 75 - 89 Jahren aus Lettland, Ungarn, Schweden, Großbritannien und Deutschland mehrmals zu Hause besucht. Überraschend war: "Der Westen" schneidet nicht besser ab als "der Osten"! Obwohl die tatsächliche Bausubstanz im Westen besser sein kann, heißt das nicht notwendigerweise, dass die Anzahl der Barrieren geringer ist.

Abbildung 7

Barrieren im Wohnbereich (Auswahl)

Die häufigsten Barrieren im Wohnbereich (Projekt ENABLE-AGE, N = 1918)

Deutschland (*N*=450)	**Schweden** (*N*=397)	**Lettland** (*N*=303)	**Ungarn** (*N*=392)
Innerhalb der Wohnung	**Innerhalb der Wohnung**	**Innerhalb der Wohnung**	**Innerhalb der Wohnung**
• **Wandschränke** und Regale extrem hoch angebracht	• **Wandschränke** und Regale extrem hoch angebracht	• Keine **Haltegriffe** in Dusche, Bad, WC	• Keine **Haltegriffe** in Dusche, Bad, WC
• **Badewanne** anstatt Dusche	• **Regalbretter** zu tief	• **Wandschränke** und Regale extrem hoch angebracht	• **Wandschränke** und Regale extrem hoch angebracht
• **Regalbretter** zu tief	• Unzureichende **Bewegungs-flächen** um bewegliche Möbeln	• Unzureichende **Bewegungs-flächen** um Hausgeräte	• Keine **Sitzgelegenheit** in Dusche o. Bad
• Rutschige **Laufflächen** (auch Bad)	• Keine **Haltegriffe** in Dusche, Bad, WC	• **Badewanne** anstatt Dusche	• Unzureichende **Bewegungs-flächen** um Hausgeräte
Im Eingangsbereich	**Im Eingangsbereich**	**Im Eingangsbereich**	**Im Eingangsbereich**
• Keine **Handläufe**	• Hohe **Schwellen** / Höhenunterschiede	• Keine **Handläufe**	• Schwere **Türen** ohne automatische Öffnung
• **Treppe** einziger Zugang / kein Aufzug	• Zu hohe **Stufen** beim Eingang	• **Treppe** einziger Zugang / kein Aufzug	• **Türen**, die nicht offen fixiert werden können
• **Türen**, die zu schnell schließen	• **Türen**, die nicht offen fixiert werden können	• Hohe **Schwellen** / Höhenunterschiede	• **Treppe** einziger Zugang / kein Aufzug
• Sehr hohe, niedrige, unregelmäßige **Trittstufen**	• **Treppe** einziger Zugang / kein Aufzug	• Schwere **Türen** ohne automatische Öffnung	• Keine **Handläufe**
Außerhalb der Wohnung	**Außerhalb der Wohnung**	**Außerhalb der Wohnung**	**Außerhalb der Wohnung**
• Keine / wenige **Sitzgelegenheiten**	• Ungleichmäßige **Wegoberflächen** / hohe **Bordsteine**	• Keine / wenige **Sitzgelegenheiten**	• Keine / wenige **Sitzgelegenheiten**
• **Mülltonne** schwer erreichbar	• **Mülltonne** schwer erreichbar	• Ungleichmäßige **Wegoberflächen** / hohe **Bordsteine**	• **Entladezonen** nicht wettergeschützt
• Ungleichmäßige **Wegoberflächen** / hohe **Bordsteine**	• **Entladezonen** nicht wettergeschützt	• Keine **Ruheplätze** / großer Abstand bei Steigungen	• Ungleichmäßige **Wegoberflächen** / hohe **Bordsteine**
• **Entladezonen** nicht wettergeschützt	• Keine / wenige **Sitzgelegenheiten**	• **Briefkasten** nur über Treppe erreichbar	• **Briefkasten** nur über Treppe erreichbar

Wie gehen wir mit diesen Barriere um, was können wir tun? Wir können langsamer und vorsichtiger im Alltag sein. Wir können Aktivitäten seltener, nacheinander und irgendwann dann gar nicht mehr durchführen. Wir können die Umwelt anpassen, indem wir Hilfsmittel einsetzen.

Und wir finden in vielen Haushalten älterer Menschen so genannte Kontrollzentren. Das ist ein Bereich um uns herum, den wir optimal gestalten, an dem alles Notwendige griffbereit und erreichbar liegt. Diese Kotrollzentren verdichten sich immer mehr, wenn wir uns nicht mehr gut bewegen können. Wir Menschen sind eben sehr kreativ im Umgang mit Alltagsproblemen im Wohnbereich (s. Abb. 8).

Abbildung 8

Wie können wir Barrieren vermeiden? Die Datenlage über wirksame Maßnahmen der Anpassung ist leider nicht eindeutig. Das heißt, wir haben keine ausreichenden Belege darüber, was wirklich „funktioniert“ und was nicht. Hinsichtlich der Sturzvermeidung durch Wohnraumanpassung gibt es gute und schlechte Befunde. Zur Erhaltung von Alltagsaktivitäten, zur Entlastung der Pflege tragen Anpassungsmaßnahmen und Barrierefreiheit nachweislich etwas bei. Dennoch müssten noch mehr positive Effekte durch Forschung belegt werden.

Was wissen wir? Erst passt sich die Person an die Umwelt an. Dann, häufig erst sehr spät, passen wir die Umwelt an den Menschen an. Kreatives Verhalten (z.B. Verdichtung) unterstützt dabei den Anpassungsprozess. Nicht die Anzahl der Barrieren, sondern die individuellen Zugänglichkeitsprobleme, die daraus resultieren, entscheiden darüber, ob sich jemand wohl fühlt und ob er mehr oder weniger selbständig und letztendlich auch besser oder weniger gut gestimmt ist.

2. Die Perspektive der Gestaltung und Anregung im Wohnbereich

Diese Perspektive auf das Wohnen wird häufig vernachlässigt. Das Ziel hierbei ist unter anderem die Erhaltung des Wohlbefindens (s. Abb. 5). Dies kann durch anregende Licht- und Farbwirkung gelingen oder einfach durch ein Fenster in den Wohnbereich hineinwirken.

Was ist unter Wohnen als Gestaltung zu verstehen? Der Ausblick vom Balkon, das eigene Blumenbeet, der Lauf der Jahreszeiten anhand der eigenen Pflanzen und dem Blick aus dem Fenster verfolgen. Also, Natur, Licht, Farben, wie sie in unsere Wohnung hineinwirken. Sich als gestaltende Person erleben. Eine unsere Gesprächspartnerinnen sagte „Mich umgeben zu können mit dem, was zu mir gehört. Zu mir gehört viel Raum und Beweglichkeit, das sind eigentlich die Dinge, die ich brauche und die ich mir gestalte.“ Jeder Mensch hat Vorlieben, Hobbys, die einen ganz persönlich anregen.

Zur „Unterstützung“ kommt also die „Anregung“ hinzu. Wenn man ältere Menschen befragt, was ihnen wichtig am Wohnen ist, äußern sie am häufigsten Anregungsaspekte des Wohnens: Hell und sonnig, ruhig, groß genug soll es sein, einen schönen Ausblick, gute Parkmöglichkeiten, einen Garten und Komfort möchte man haben. Diese Anregungsaspekte werden immer wichtiger.

In einer Untersuchung haben wir gefragt, was Gründe waren für einen kurz zurückliegenden Umzug. Wir haben vermutet, dass ältere Menschen häufig umziehen, wenn sie umziehen müssen, um selbständig bleiben zu können (sog. Grundbedürfnisse). Die frühere Wohnung war vielleicht zu groß, man kam nicht mehr mit dem Alltag zurecht, das Putzen fiel schwer, die Wohnung war nicht gut genug ausgestattet, nicht modern genug und dergleichen. Wir haben also angenommen, dass es viele Gründe gibt, die einen aus der alten Wohnung „hinaustreiben“, wenn man älter wird. Was wir gefunden haben war aber vielmehr, dass die

Hälfte aller genannten Gründe ganz anderen Ursprungs war und mit der Erfüllung von Wohnwünschen, z. B. nach Tapetenwechsel, nach Vergrößerung etc. zu tun hatte. Diese Gründe haben wir zusammengefasst nicht Grundbedürfnisse, sondern Wachstumsbedürfnisse genannt. Dazu gehörten zum Beispiel:

- Ich will nicht zu meinen Kindern ziehen, damit sie mir helfen, sondern damit ich mehr von meinen Enkelkindern haben.
- Ich will nicht in eine kleinere Wohnung ziehen, weil ich sie nicht mehr pflegen und aufrecht erhalten kann, sondern wir ziehen in eine größere Wohnung, weil wir einen schönen Blick haben wollen, weil wir uns das schon immer leisten wollten, weil wir endlich mal einen Balkon haben wollen.

Die Zahl der genannten Grundbedürfnisse und Wachstumsbedürfnisse hielten sich die Waage. Wenn wir also als Planer oder Entscheidungsträger nur in die Richtung der Erhaltung von Selbständigkeit planen, planen wir an 50 % der geäußerten Umzugsgründe vorbei. Anregungsaspekte bestimmen dabei zunehmend das Wohnverhalten im Alter. Das ist auch bei Menschen mit Einbußen so. Das heißt: Nur weil Menschen älter oder kränker sind, werden anregende Wohnaspekte nicht weniger wichtig.

Vielfältige Aspekte von Anregungen für Männer und Frauen können gefunden werden. Die neuen Alten die jetzt vielleicht 50, 60, 65 Jahre alt sind, verlangen mehr vom Wohnen als Unterstützung und Sicherheit. Wir brauchen uns also nicht zu wundern, wenn wir bei kleinen Erdgeschosswohnungen einen Leerstand haben, denn diese Wohnungen will niemand haben. Zudem verkleinern sich ältere Menschen selten, wenn sie privat umziehen.

Daneben konnten wir zeigen, dass die von uns befragten Älteren sehr häufig innerhalb der eigenen Stadt umzogen, am liebsten sogar innerhalb des eigenen Stadtteils. Das hat den Vorteil, dass man alles kennt und so die neue Wohnung mit dem Gewohnten kombinieren kann, also mit dem Umfeld. Ich habe es schon eingangs erwähnt und kann es hier noch einmal betonen: Eines der Zauberwörter im Zusammenhang mit dem Wohnen im Alter ist die Nachbarschaft! Das mag für Sie selbstverständlich sein, aber viele Planer und Entscheidungsträger gehen immer noch von ganz falschen Voraussetzungen aus, beispielsweise auch dem genannten Verkleinerungsmythos oder den großräumigen Umzügen.

3. Die Perspektive Denken, Fühlen und Beibehaltung des gewohnten Wohnalltags

Hierbei geht es um die Erhaltung der eigenen Wohnbiografie und Identität, aber auch um die Frage „Wie kann ich meinen gewohnten Alltag beibehalten“. Das geschieht z. B. durch die Fortsetzung alltäglicher „Gewohnheiten“ und Routinen. Der Erlebensaspekt des Wohnens steht dabei eindeutig im Vordergrund.

Während Wohnen häufig im Zusammenhang mit alltäglichem Handeln steht, wie es bei den vorab genannten Aspekten Anpassung und Gestaltung der Fall ist (Perspektiven 1 und 2), betonen wir jetzt die Welt des Erlebens. Wohnen hat mit dem Gefühl zu tun, zuhause zu sein. Das heißt, sich gehen lassen zu können, einen Lieblingsplatz zu Hause haben, sich wohl fühlen, Privatheit zu empfinden, sich zurückziehen zu können. Uns wurde beispielsweise gesagt, Wohnen bedeutet, ungestört seinen Erinnerungen nachhängen können, oder die Zukunft zu planen. Also nicht nur nach hinten, sondern auch nach vorne zu denken. „Es ist eine Kapsel um mich herum, es ist der Mantel unter dem ich bin“, hat uns eine Teilnehmerin gesagt. Die Geborgenheit des Zuhauses erleben, ist wichtig, ob dies nun alleine oder gemeinsam mit anderen, oder gar gemeinsam mit Haustieren erfolgt (s. Abb. 9).

Abbildung 9

Denken und Fühlen sind wichtige Qualitäten des Wohnens, an der wir nicht vorbei planen sollten. Man kann das Denken und Fühlen allerdings von Außen her nur sehr schwierig in Augenschein nehmen. Denn, woran erkennen Sie so etwas wie Gemütlichkeit? Sie sehen es beispielsweise an den Dingen, mit denen sich jemand umgibt. Solche „Habseligkeiten" sind Erinnerungsanker in die jeweilige Biographie. Dies sind Dinge, die von außen betrachtet für einen Planer, d.h. für jemanden der aus gutem Grund auf Funktionalität und Barrierefreiheit achtet, eigentlich als nutzlos, ja sogar als "dysfunktional" eingestuft werden könnten. Sie können im schlimmsten Fall sturzgefährdete Gegenstände sein. Aber sie sind eben mehr als das. Sie tragen eine Geschichte in sich. Sie sind im Sinne der eigenen Biographie bedeutsam (s Abb. 10).

Abbildung 10

Es lässt sich empirisch belegen, dass Denken und Fühlen bedeutsame Aspekte des Wohnens für die eigene Selbständigkeit und das Wohlbefinden im Alter sind. Denken und Fühlen sind nicht einfach nur Randerscheinungen des Wohnens, sondern gerade bei älteren Menschen extrem wichtig. Die Fragen für die Planer sind, wo die Potenziale von solchen Gewohnheiten liegen, und auch wo die Gefahren liegen. Aber wie kann man Wohnverbundenheit überhaupt sichtbar machen, also von Außen begreifbar machen und ihren Wert feststellen? Hierzu werden, nicht zuletzt an der Universität Heidelberg, entsprechende Fragebögen und andere Instrumente entwickelt.

Wir haben aus dem Europäischen Projekt ENABLE-AGE Hinweise darauf, dass diese Zusammenhänge zwischen Wohnverbundenheit einerseits und Selbständigkeit und Wohlbefinden andererseits nicht nur in unserer Kultur zu finden sind. Wir wissen, dass Personen mit zugänglichen Wohnbedingungen (guter Person-Umwelt Passung) auch vielfältige Wohnbedeutungen haben. Sie sind zudem selbständiger im Alltag, fühlte sich wohler und sind besser gestimmt (weniger depressiv).

3. Was heißt das für die Zukunft?

Richten wir den Blick nach vorn, so könnte dies heißen, dass sich ältere Menschen in Zukunft mehr damit auseinandersetzen müssen, was sie möchten und was möglich ist. Fragen Sie sich beispielsweise: Soll ich bleiben? Kann ich anpassen? Will ich umziehen? Was kommt für mich nicht in Frage? Was bin ich nicht bereit aufzugeben? Was kann ich tun? Gut informiert sein ist wichtig. Wenn Sie schon wissen, was Sie wollen, testen Sie aktiv mögliche Wohnalternativen, zum Beispiel durch Probewohnen, das mittlerweile vermehrt angeboten wird. Wenn Sie in der Planungsphase sind: Pläne beginnen immer mit ersten Ideen. Im Kreis Offenbach werden erfreulicherweise OWOG-Workshops angeboten. In solchen Workshops geht es um die Auseinandersetzung mit den eigenen Wohnwünschen und der Möglichkeiten der Verwirklichung. Sich erst einmal darüber klar zu werden, was wichtig ist, und dabei nicht nur den Blick auf die vorhandene Angebotsstruktur zu werfen ist der erste Schritt. Zu wissen, ich bin nicht alleine ist wichtig, um sich angstfrei und spielerisch mit dem Thema der eigenen Wohnzukunft zu befassen. Ein wichtiger Aspekt ist, offen zu bleiben für neue Ideen und Möglichkeiten, die man bisher noch gar nicht ins Auge gefasst hat (s. Abb. 11).

Abbildung 11

Bleiben, Anpassen, Umziehen? Bewohner, Vorausdenken!

1. **Planen**
   - Was kommt für mich in Frage? (Pläne beginnen mit Ideen)
   - Informationen rechtzeitig einholen (Wartelisten)
   - Was bin ich (nicht) bereit aufzugeben?
2. **Darüber reden**
   - Was planen andere (ich bin nicht allein)
   - Keine Angst vor Veränderungen
   - Offen bleiben für neue Ideen („Proaktivität“ liegt nicht jedem)
3. **Ausprobieren**
   - Wohnberatung: auch ohne Veränderungswunsch?
   - Wohnanpassung: „zum Spaß“ mal durchspielen
   - Wohnalternativen: Angebote vergleichen, Probewohnen

Bleiben, Anpassen, Umziehen? Planer, Umdenken!

1. **Für beste und objektive Information sorgen**
   „Baunormen“ und „Dienstleistungsnorm“ BW (demnächst).

2. **Veränderungen im Wohnen können nicht verordnet werden**
   Umweltveränderungen sollten langfristig geplant und Schritt für Schritt „verhandelt“ und umgesetzt werden. Ziel: frühes Absprechen von Interessenten, schon „bekannt“ sein, so viel Veränderung wie nötig, so wenig Veränderung wie möglich.

3. **Potentiale zur Verbesserung der Person-Umwelt Passung**
   Konkrete Wohnsituation besser kennen lernen und „messen“, wo Veränderungspotentiale liegen (Person, Umwelt, Passung).

4. **Individualität und Buntheit des Wohnens unterstützen**
   Unabhängig von der Wohnform (Privat – Heim) individuelle biographisch gewachsene Wohnbedeutungen berücksichtigen.

Was könnte man Planern und Profis im Bereich des Alterswohnens raten? Ich will mich hier nicht zu weit hinauslehnen. Aber zunächst müssen in diesem sich schnell wandelnden Themenbereich seitens der Entscheidungsträger die besten und objektivsten Informationen für die Beratung von Bürgerinnen und Bürgern zusammengetragen und angeboten werden. Am wichtigsten ist daneben die Erkenntnis seitens der Planer, dass Veränderungen im Wohnen älteren Menschen nicht verordnet werden können. Umwelt-Veränderungen müssen langfristig geplant und Schritt für Schritt mit der Person verhandelt werden. Hier hat die Wohnanpassungsberatung mancherorts noch einen deutlichen Nachholbedarf. Das Ziel ist, frühes Absprechen von Interessen, so dass nur wenig Veränderung tatsächlich notwendig sein muss. Und letztendlich zu beachten, wo die Potentiale zur Verbesserung für die Person und ihre Wohnsituation liegen. Es ist notwendig, mehr Transparenz im Wissen über Wohnalternativen herzustellen (s. Abb. 11).

Eine Vielzahl selbst organisierter, gemeinschaftlicher Wohnprojekte wird in Zukunft vermehrt auf den Markt drängen. Wir werden Betreutes Wohnen beispielsweise nicht nur in Einrichtungen, sondern vermehrt auch im Bestand sehen. Es wird vielleicht nicht Betreutes Wohnen heißen, sondern einfach aus gutem Wohnen und gut organisierter ambulanter Versorgung bestehen. Wichtig dabei ist, das Rad nicht bei jedem Wohnprojekt neu zu erfinden und Fehler der Vergangenheit zu vermeiden.

Abschließend gilt: Alle drei Bereiche des Wohnens, Anpassung, Gestaltung und Denken/Fühlen gehören zusammen. Planer und Entscheidungsträger müssen dies beachten. Letztendlich ist es immer notwendig, dass wir die helle, angenehme Seite des Wohnens, die ich heute in den Vordergrund gerückt habe und die dunkle Seite des Wohnens (z.B. drohende Einsamkeit) gleichermaßen beachten, wenn wir uns dem Wohnen im Alter stellen. Herzlichen Dank.

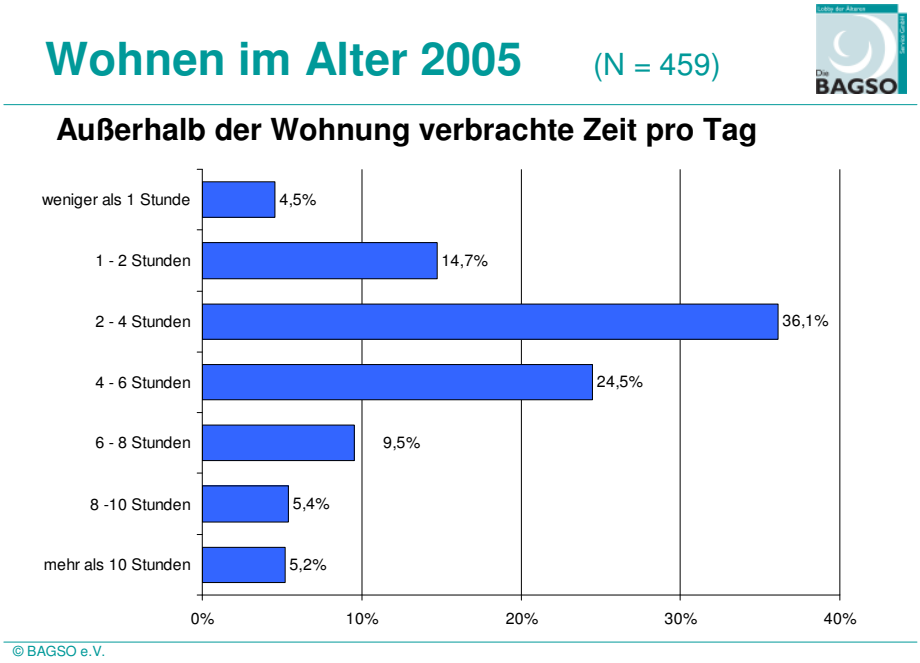
(Literatur beim Verfasser: www.psychologie.uni-heidelberg.de)

Anpassung des Wohnumfelds an die Bedürfnisse älterer Menschen

Dr. Guido Klumpp, Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen e.V. (BAGSO)[1]

„Wir werden alle älter – Zur Bedeutung des Wohnens“ lautet der Titel dieser Veranstaltung. Ich möchte – bevor ich mich dann langsam von der Wohnung nach draußen ins Wohnumfeld begebe – die Ausführungen von Herrn Dr. Oswald mit einigen Zahlen unterstreichen. Wir haben im vergangenen Jahr eine Befragung zum Thema „Wohnen im Alter“ durchgeführt und dabei ging es vor allem auch um die sozialen Aspekte des Wohnens.[2]

Zunächst haben wir gefragt, wie viel Zeit die Menschen außerhalb ihrer Wohnung verbringen. Das Ergebnis: Je älter die Menschen sind, desto weniger Zeit verbringen sie außerhalb ihrer Wohnung – im Durchschnitt sind es etwa 4 Stunden am Tag.



Zwischen Männern und Frauen gibt es Unterschiede. Während die älteren Männer fast 5 Stunden am Tag aus dem Haus gehen, sind es bei den Frauen nur 3 ½ Stunden. Es kommt aber anscheinend auch darauf an, wo man lebt. In der Stadt verlassen die Älteren ihre Wohnung für 4 ½ Stunden am Tag, in ländlichen Gegenden sind es nur 3 ½ Stunden.

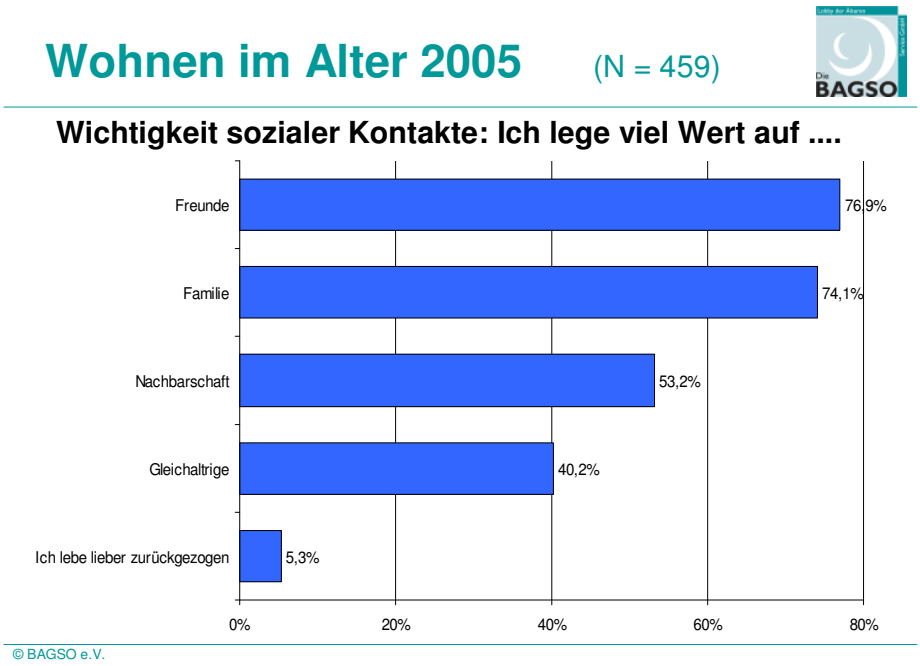
Schließlich macht es auch noch einen Unterschied, ob man alleine lebt oder zusammen mit anderen. Nun möchte man meinen: Wer alleine wohnt, geht mehr aus dem Haus, um sich mit anderen zu treffen. Leider ist das Gegenteil der Fall: Wer alleine lebt, verbringt die meiste Zeit zu Hause. Je mehr Personen zusammenwohnen, desto mehr Zeit verbringen sie außerhalb ihrer Wohnung.

Als nächstes haben wir gefragt, welches die wichtigsten Bezugspersonen für die älteren Menschen sind. Besonders wichtig sind den Älteren die Kontakte zu Freunden und Familienangehörigen. Die familiäre Bindung ist den Frauen etwas wichtiger als den Männern. Die Nachbarn folgen an dritter Stelle mit beachtlichen 53 %, und das gibt uns schon einen ersten Anhaltspunkt dafür, warum auch das Wohnumfeld gerade für ältere Menschen einen besonderen Stellenwert hat.

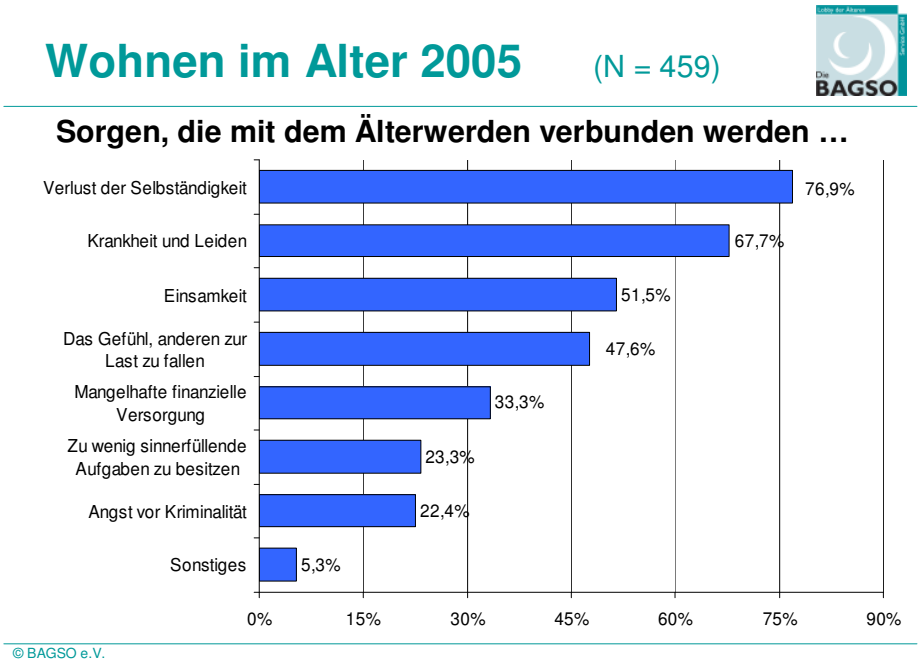
---

[1] Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen setzt sich als Dachverband von 90 (überwiegend) bundesweit tätigen Seniorenverbänden für die Interessen der Älteren ein. Über ihre Mitgliedsorganisationen vertritt die BAGSO mehr als zwölf Millionen Seniorinnen und Senioren in Deutschland. Weitere Informationen unter www.bagso.de oder telefonisch unter 0228 / 24 99 93-0.

[2] Die vollständigen Ergebnisse der Befragung finden sich unter www.bagso-vf.de. Eine Zusammenfassung enthalten die BAGSO-Nachrichten 4/2005 auf den S. 26-28.



Um die sozialen Aspekte des Wohnens im Alter zu vertiefen, haben wir außerdem gefragt, welche Sorgen, die gemeinhin mit dem Altern verbunden werden, besonders ernst genommen werden müssen. Wenig überraschend sind die am häufigsten genannten Themen „Verlust von Selbstständigkeit“ und „Krankheit“. Die nächsten beiden Punkte geben zu denken: Für mehr als die Hälfte der Befragten ist „Einsamkeit“ eine zentrale Frage des Älterwerdens in unserer Gesellschaft. Und nahezu die Hälfte der Befragten nennt die „Sorge, anderen zur Last zu fallen“.

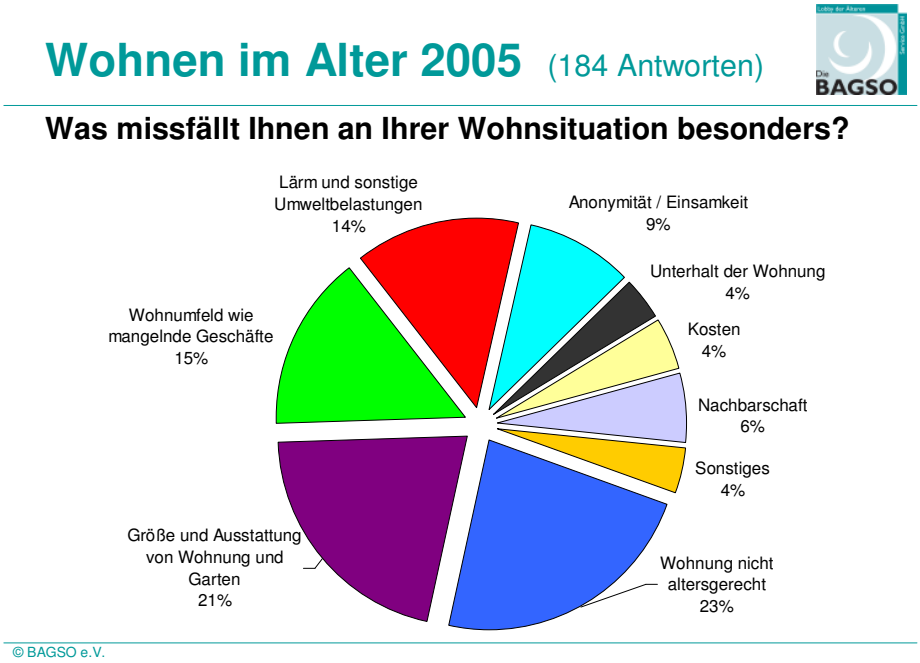


Die Einsamkeit ist vor allem ein Schreckgespenst für die sog. jungen Alten (also derjenigen zwischen Mitte 50 und Ende 60) und sie ist ein wichtiger Grund für das große Interesse dieser Altersgruppe am „Gemeinschaftlichen Wohnen“. Hier konnten wir bei der Auswertung der Befragung einen klaren Zusammenhang nachweisen.

Wenn man nach der Zufriedenheit der älteren Menschen mit ihrer Wohnsituation fragt, sagen fast alle, dass sie im Grunde zufrieden sind. Trotzdem haben uns 40 % der Befragten ganz konkrete Unzufriedenheitsfaktoren benannt.

Da geht es um mangelnde Barrierefreiheit. Da geht es häufig um die Größe von Wohnung oder Garten. Zumindest teilweise steckt dahinter der Gedanke, dass ein großes Haus und ein großer Garten mit zunehmendem Alter zur Belastung werden können. Aber auch beim Wohnumfeld gibt es Probleme. Da geht es um das Fehlen von Geschäften, da geht es um die schlechte Verkehrsanbindung, und es geht um Lärm oder sonstige Umweltbelastungen.

Während vom Lärm auch die jüngeren Anwohner betroffen sind, wirkt sich das Fehlen von Geschäften oder eine schlechte Verkehrsanbindung besonders auf das Leben von älteren Menschen aus. Denn sie sind im Durchschnitt stärker darauf angewiesen, Orte zu Fuß oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen. Ältere Menschen erledigen immerhin die Hälfte ihrer Wege zu Fuß, wie wir aus entsprechenden Studien wissen.



Meine zentrale These zur Anpassung des Wohnumfelds an die Bedürfnisse Älterer lautet: Im Zuge des demographischen Wandels werden sich die Maßstäbe für die Attraktivität von Kommunen verschieben. Bei den meisten Gemeinden im Landkreis Offenbach handelt es sich um suburbane Wohnorte, die von den Entwicklungsprozessen der letzten Jahre stark profitiert haben.[3] Vor allem junge Familien sind zugewandert. Was die Arbeitsplätze angeht, gibt es einen Schwerpunkt im Dienstleistungssektor, und die Arbeitslosenquote liegt zumindest unter dem Landesdurchschnitt. – Wenn es aber nicht gelingt, die vergleichsweise gute demografische und wirtschaftliche Ausgangssituation zu nutzen, um jetzt die Weichen für die kommenden demografischen Veränderungen[4] zu stellen, dann werden die Gemeinden des Landkreises in ein, zwei Jahrzehnten deutlich an Lebensqualität und damit an Attraktivität verlieren.

Die wichtigsten Maßnahmen, durch die Lebens- und Wohnqualität gesichert werden müssen, betreffen die städtebauliche Entwicklung, die Infrastrukturentwicklung und die Seniorenpolitik.[5]

[3] Dies gilt z. B. für Dreieich, Egelsbach, Heusenstamm, Rodgau, Rödermark und Seligenstadt. Analysen und Handlungskonzepte für diesen und andere Demografietypen finden sich im Wegweiser Demographischer Wandel 2020 der Bertelsmann-Stiftung (www.aktion2050.de/wegweiser).

[4] Die Gruppe der 30- bis 49-Jährigen wird im Landkreis Offenbach bis zum Jahr 2020 um rund 20 % abnehmen. Dafür wird der Anteil der 50- bis 64-Jährigen und der 65- bis 79-Jährigen um knapp 20 % ansteigen. Die signifikanteste Veränderung gibt es bei den über 80-Jährigen. Ihr Anteil wird sich nahezu verdoppeln.

[5] Siehe zum Folgenden auch Esche/Große Starmann/Schmidt (Hrsg.), Wegweiser Demographischer Wandel 2020, 2006, im Besonderen die Handlungsempfehlungen zum Demographietyp 3 sowie den von Ottensmeier/Rothen verfassten Beitrag zur kommunalen Seniorenpolitik.

1. Städtebauliche Entwicklung

Die städtebauliche Entwicklung war in der Vergangenheit stark auf Wachstum ausgerichtet, neue Wohn- und Gewerbeflächen wurden ausgewiesen, Infrastruktureinrichtungen ausgebaut. Der demographische Wandel zwingt hier zu einem Umdenken. Um eine Zersiedelung zu vermeiden, müssen neue Bauvorhaben auf ihre Zukunftstauglichkeit überprüft werden. Der zentrale Grundsatz muss sein: Innenentwicklung vor Außenentwicklung. Die urbanen Zentren müssen erhalten und gestärkt werden. Lebensqualität wird nämlich zunehmend von „kurzen Wegen" abhängen.

Im BAGSO-Positionspapier zur Anpassung des Wohnumfelds an die Bedürfnisse Älterer[6] steht noch eine weitere wichtige Empfehlung zur städtebaulichen Entwicklung. Die Integration von Jung und Alt muss zu einer Maxime der Stadtentwicklung werden, gerade weil sich die Altersstrukturen so verschieben. Da wird man wahrscheinlich schon bei der Ausbildung von Architekten und Städteplanern ansetzen müssen.

2. Infrastrukturanpassung

Mit Blick auf die demografische Entwicklung sollte möglichst frühzeitig analysiert werden, welche Infrastrukturleistungen in welchem Umfang von den einzelnen Kommunen erbracht werden müssen. Auf Mehrfachnutzungen und andere Synergieeffekte sollte geachtet werden. So könnten öffentliche Einrichtungen von mehreren Generationen gleichzeitig genutzt werden. Und natürlich sollte die Infrastrukturplanung auf Landkreisebene und sogar darüber hinaus abgestimmt werden.

a. Wohnen

Die Bereitstellung geeigneter Wohnungen für eine alternde Bevölkerung muss ebenfalls, zumindest infrastrukturell, geplant werden. Dazu gehören auch Angebote des betreuten Wohnens und Neue Wohnformen. Und zwar möglichst nicht auf der grünen Wiese, sondern nach Möglichkeit als zentrumsnahes Wohnen mit kurzen Versorgungswegen.

b. Güter und Dienstleistungen des täglichen Bedarfs

Die Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen ist in vielen Kommunen nicht mehr gesichert.

In einer Umfrage[7] unter älteren Menschen, die wir im Jahr 2004 gemacht haben, gaben 11 % der Befragten an, dass es in ihrem Ortsteil bzw. in ihrem Dorf kein Lebensmittelgeschäft gibt – besser müsste man wohl sagen: kein Lebensmittelgeschäft mehr gibt. Ähnlich verhält es sich mit Apotheken, hier müssen 15 % der Befragten bis zum nächsten größeren Ort fahren. Die Liste geht weiter: Postfiliale – 17 %, Hausarzt – ebenfalls 17 %, Bank bzw. Sparkasse – 12 %, und auch zum Haare schneiden müssen 11 % ihren Ort verlassen.

Wir haben auch gefragt, inwieweit sich die Strecken in den letzten drei Jahren verändert haben. Weiter geworden sind die Wege vor allem zu Postfilialen (davon sind 26 % der Befragten betroffen), Briefkästen (23 %), Lebensmittelgeschäften (15 %) sowie zu Banken und Sparkassen (11 %). Die Ergebnisse fallen in Stadt und Land sehr unterschiedlich aus. Es zeigt sich eine klare Benachteiligung von Seniorinnen und Senioren, die in kleinen Gemeinden leben. So waren auf dem Land sage und schreibe 38 % der Befragten von der Schließung von Postfilialen betroffen.

Aber auch in vielen Städten gibt es Probleme. Vielerorts wurden Einkaufszentren an den Stadträndern angesiedelt. Das hat zu einer „Entleerung" von Innenstädten geführt, so dass man teilweise auch hier auf ein eigenes Auto angewiesen ist – oder auf die Tochter, den Sohn oder Schwiegertochter, die einen dorthin fährt.

Es ist wichtig, dass die Kommunen hier einen Gegentrend einleiten. Das liegt aber nicht allein in der Verantwortung der Politik. Auch die Verbraucher sollten ihre Einflussmöglichkeiten nutzen.

---

[6] Das Positionspapier, das viele der nachfolgend aufgeführten Forderungen enthält, findet sich unter www.bagso.de/positionen.html.
[7] Auch die Ergebnisse dieser Befragung finden sich unter www.bagso-vf.de. Eine ausführliche Zusammenfassung enthält die von der BAGSO herausgegebene Broschüre „Nutzergerechte Produkte & Dienstleistungen – Service für Ältere?" (S. 65-67).

Dort wo die Versorgung vor Ort nicht oder nicht mehr gewährleistet ist, ist vor allem der ÖPNV gefordert, Menschen in die benachbarten Gemeinden zu befördern, wo sie entsprechende Angebote vorfinden. Wenn auch dies nicht möglich ist, müssen Fahrdienste organisiert werden. Soweit die Menschen in ihrer Mobilität eingeschränkt sind, müssen Bring- und Holdienste organisiert werden, um die Versorgung aufrecht zu erhalten. Speziell im ländlichen Raum kann das Dienstleistungsangebot vielerorts noch ausgebaut werden.

c. Soziale Integration

Ebenso wichtig wie die Frage der Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen ist ein Wohnumfeld, das eine aktive und gesunde Lebensführung ermöglicht und unterstützt. Das schließt die Möglichkeit ein, soziale Kontakte zu pflegen und auch neue Kontakte zu knüpfen.

Was gehört zu einem Wohnumfeld, das eine aktive und gesunde Lebensführung unterstützt? Dazu gehören Freizeitmöglichkeiten für Senioren, d. h. Sportangebote, Warmbadetage in Schwimmhallen, Volkshochschulkurse usw. Bei den Bildungsangeboten geht es auch um die Vermittlung von Alltagskompetenzen, z. B. für verwitwete Männer.

Gesundheitsförderung und gesundheitliche Prävention werden aus unserer Sicht ein ganz wichtiges Thema, auch und gerade in den Kommunen. Denn durch entsprechende Angebote, wie z. B. Gedächtnistraining, lässt sich Hilfe- und Pflegebedarf vermeiden oder zumindest vermindern bzw. im Einzelfall hinauszögern.

Ältere Menschen müssen darüber hinaus Zugang zu kulturellen Angeboten haben. Dazu müssen die Angebote nicht nur erreichbar und bezahlbar sein; es müssen auch Themen aufgegriffen werden, die den Interessen Älterer entsprechen.

Auch die spezifischen Bedürfnisse ausländischer Seniorinnen und Senioren müssen berücksichtigt werden.

Daneben bedarf es mehr Information und Beratung. Nun weiß ich, dass der Landkreis Offenbach in dieser Beziehung sehr vorbildlich ist und vor allem mit der Leitstelle Älterwerden über eine Einrichtung verfügt, die für die notwendige Vernetzung sorgt.

d. Mobilität

Mobilität ist natürlich ein ganz wesentliches Erfordernis für die gesellschaftliche Teilhabe Älterer.

Ältere Menschen legen – ich habe das vorhin schon einmal angesprochen – die Hälfte ihrer Wege als Fußgänger zurück.

Da sie früher oder später in ihrer Mobilität eingeschränkt sind, muss ebenso wie in den Wohnungen auch im Wohnumfeld für Barrierefreiheit gesorgt werden. Hier gibt es in vielen Städten und Gemeinden erheblichen Handlungsbedarf. Das fängt bei der Gestaltung der Fußwege an. Die sind, vor allem wenn sie auch als Parkfläche für Autos dienen, häufig so schmal, dass man nicht mehr zu zweit nebeneinander laufen kann. Das heißt, es wird schwierig, wenn der ältere Herr zwar noch selbst laufen kann, aber – mehr um das Gleichgewicht zu halten – von der Ehefrau geführt werden muss.

Ampelphasen müssen ausreichend lang sein und Ampelanlagen mit akustischen Signalen sind nicht nur für blinde Menschen notwendig, sie geben auch denen Sicherheit, die die Lichtsignale auf der anderen Straßenseite nicht mehr so gut erkennen können. Dasselbe gilt für abgesenkte Bordsteinkanten. Sie helfen nicht nur Rollstuhlfahrern und Müttern oder Vätern mit Kinderwagen, sondern auch Älteren, die in ihrer Mobilität eingeschränkt sind.

Natürlich sollte der Zugang zu allen öffentlichen Gebäuden barrierefrei sein.

In Innenstädten oder Ortszentren sollte es Sitzgelegenheiten geben, möglichst mit Armlehnen, die das Aufstehen erleichtern. Und es sollte öffentliche Toiletten geben, die auch für behinderte Menschen zugänglich sind und die vor allem „in Schuss“ gehalten werden.

Kommen wir zum öffentlichen Personennahverkehr. Was die Barrierefreiheit angeht, hat sich hier in den vergangenen 10, 15 Jahren einiges getan. Wenn man etwa an die modernen Niederflursysteme denkt. Dafür sind z. B. Linienführung und Fahrpläne immer noch ganz auf die Bedürfnisse der Berufstätigen und Schüler abgestimmt. Gemeinsam mit Seniorenvertretungen und anderen relevanten Gruppen könnte man einmal vor Ort überlegen, welche Bedürfnisse die Älteren an den ÖPNV haben.

Ein Dauerproblem – nicht nur der Älteren – sind die Fahrkartenautomaten. Und zwar sowohl von der technischen Seite als auch von den Tarifstrukturen. Durch die Einführung von Seniorentickets könnte man diese Hürde beseitigen. Wenig kundengerecht ist in der Regel auch die Gestaltung der Fahrpläne, vor allem wegen der zu kleinen Schrift. Das gilt aber nicht nur für den ÖPNV, das gilt auch für die Deutsche Bahn.

3. Zukunftsgerichtete Seniorenpolitik

Viele Aspekte, die zu einer zukunftsgerichteten kommunalen Seniorenpolitik zählen, habe ich inzident angesprochen. Lassen Sie mich nur noch auf drei Punkte eingehen, die mir besonders wichtig erscheinen.

a. Selbsthilfe

Dem gegenwärtigen Trend, freiwillige Leistungen der Altenhilfe zu streichen, sollte auf kommunaler Ebene zumindest durch eine verstärkte Förderung von Selbsthilfestrukturen wie Begegnungsstätten oder Seniorenbüros entgegengewirkt werden. Die Potenziale älterer Menschen im Bereich des ehrenamtlichen Engagements, vor allem des sozialen Engagements, sind noch nicht ausgeschöpft, wie die Ergebnisse des 2. Freiwilligensurvey zeigen. Und die Möglichkeiten des Rückgriffs auf Zivildienstleistende werden zumindest weniger werden, solange es überhaupt noch eine Wehrpflicht und damit Zivildienstleistende gibt.

Natürlich ist die Selbsthilfe auch aus anderen Gründen wichtig. In solchen Zusammenhängen entstehen Netzwerke, die bei der Bewältigung des Alltags helfen, den Kontakt zur Gemeinschaft erhalten und damit der von vielen befürchteten Einsamkeit vorbeugen.

b. Partizipation

Die Ansprüche der Älteren an ein ehrenamtliches Engagement verändern sich. Vor allem die jungen Alten kommen mit einem neuen Selbstbewusstsein. Sie wollen mitentscheiden und mitgestalten. Und sie haben auch etwas zu bieten: einen im Durchschnitt hohen Bildungsstand, Know-how aus ihren beruflichen Tätigkeiten, Erfahrung und Zeit. Es lohnt sich für die Kommunen, diese Potenziale der Älteren zu nutzen, z. B. wenn es um die Gestaltung eines attraktiven Wohnumfelds geht.

Kommunale Seniorenvertretungen sind dazu ein gutes Instrument. Wo die Kommunen die Einrichtung von Seniorenvertretungen unterstützen, hat man sehr gute Erfahrungen gemacht. Ein gutes Beispiel ist das vom Seniorenbeirat Rheine entwickelte Konzept für eine seniorengerechte Stadt.[8]

Daneben sollten auch neue Beteiligungsverfahren genutzt werden. Ich denke an Zukunftswerkstätten, Bürgerforen oder Runde Tische.

Auch in der stationären Pflege sollten Beteiligungsmöglichkeiten geschaffen und genutzt werden. Um die Bildung und die Arbeit von Heimbeiräten zu fördern, braucht es Multiplikatoren, die die Arbeit von Heimbeiräten erklären und begleiten können.

[8] Seniorenbeirat Rheine, Die seniorengerechte Stadt. Lebensqualität und die Gestaltung von Lebensräumen in der Stadt. Die 24-seitige Broschüre kann bei der Stadt Rheine bezogen werden, E-Mail: christa.koch@rheine.de, Tel.: 05971 / 939-513.

c. Seniorenmarkt

Die Kaufkraft der Älteren ist so groß wie nie. Allerdings werfen die Senioren ihr Geld nicht zum Fenster heraus; man muss ihnen schon etwas dafür bieten. Vor allem die Bereiche „Wohnen und wohnungsnahe Dienstleistungen“, „Gesundheit und Wellness“ sowie „Freizeit und Tourismus“ werden durch die demographische Entwicklung angekurbelt. Die Kommunen tun gut daran, auch dieses Potenzial der Älteren zu nutzen, indem sie die Rahmenbedingungen schaffen, dass seniorenorientierte Produkte und Dienstleistungen angeboten werden.[9]

Für uns steht fest: Mit einer zukunftsorientierten Seniorenpolitik verschaffen sich die Kommunen einen klaren Standortvorteil.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

[9] Ausführlich zu diesem Thema: BAGSO (Hrsg.), Nutzergerechte Produkte & Dienstleistungen – Service für Ältere?“, Dez. 2004.